



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 155.

Donnerstag, den 6. Juli 1905.

20. Jahrgang

Jugendschuld!

Roman von Freilrau G. von Schlippenbach. (Herbert Rioulet.)

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Da war er wieder, jener warme Herzuston, der sich selten Bahn brach und die sonstige Kälte der Komtesse Sören mit einem Schlage dahinschmelzen ließ, daß das schöne, strenge Gesicht von einem Licht durchleuchtet wurde, und es doppelt anziehend erscheinen ließ. — Großmutter und Enkelin plauderten noch eine Weile. Dann trennte man sich für die Nacht, Graf Olaf war müde und meinte, auch Edwina müsse es sein. —

Nein, sie war es nicht, sie sah am weit offenen Fenster ihres Zimmers. Die Luft strömte sommerlich warm herein und doch mischte sich schon ein Hauch des nahen Herbstes darin, eine frische Herbheit drang vom Fluß herüber. Es war ganz windstill und das bunte Laub der Bäume flüsterte leise. Aus einer der Villen branten Klang Gesang in abgerissenen Tönen, eine traurige, schwedische Volksweise, von einer Frauenstimme gesungen. Das Licht des Mondes war noch neu, aber zahllose Sterne durchfunkelten den Himmel, und der Strom glitzerte in ihrem Schein. Edwina hatte den Kopf auf die Hand gestützt, sie dachte an die kurzen Tage, seit sie von Hause abgereist, an die lange Eisenbahnfahrt und — an die Seereise. In Stettin hatte sie den Dampfer gegen Abend bestiegen, um nach Kopenhagen zu reisen, sie fürchtete sich vor der Seekrankheit und hatte sich gleich in ihrer Kajüte ausgebreitet. Erst als es unerträglich heiß in dem engen Raume wurde und das Schnarchen ihrer Kajütegenossin, einer dicken alten Dame, die am Einschlafen hinderte, als das Schiff auf offenem Meer dahinglitt, von keiner Welle gehoben, erst da entschloß die Komtesse sich, auf Deck zu gehen. Sie kleidete sich leise an und warf einen langen dunklen Mantel um, ein Spitzenshawl verhüllte halb den Kopf, dann ging sie nach oben.

Alle Passagiere schliefen, es mußte Mitternacht sein, lautlos stand der Steuermann auf seinem Posten, und der Dampfer glitt durch das Wasser, das sanft plätschernd an die Planken schlug. Edwina lehnte sich an die Schutzwand des Schiffes, sie war so tief in Gedanken, daß sie die Schritte überhörte, die sich ihr näherten. Sie dachte an Thörner, und daß er jetzt mitten im Wanders war; ihre letzte Unterredung mit ihm war entscheidend gewesen, sie hielt sich für gebunden. Ein Gefühl tödlicher Langeweile kam über sie, wenn sie sich ihr zukünftiges Leben vorstellte, und sie gähnte herzhaft. Und plötzlich hatte sie das Gefühl, daß sie sich ausleben möchte, daß sie gern die Leidenschaft kennen würde, von der sie in den Büchern gelesen, daß sie viel zu empfangen und alles hinzugeben fähig sei.

Ein leises Geräusch ließ sie aufschauen, ein Mann stand neben ihr, er blickte auf sie nieder und sagte:

„Ich hoffe, ich störe Sie nicht, mein Fräulein!“

Edwina warf den Kopf in den Nacken zurück.

„Ich denke, es ist genug Raum für Sie und mich auf dem Verdeck, mein Herr“, entgegnete sie sehr von oben herab.

Der Fremde lachte leise.

„Das soll heißen: Warum entfernen Sie sich nicht?“ versetzte er mit einer fremdbländischen Betonung. „Nun, ich dachte, daß jemand angesichts dieses großartigen Schauspiels nicht an Feigheiten denkt.“

„Sie sind wirklich merkwürdig offen, mein Herr, für eine Bekanntschaft, wenn ich es so nennen soll, von zwei Minuten.“ „Mag sein; ich sage immer, was ich denke.“

Beide schwiegen und blickten auf das Meer, das einen phosphoreszierenden Glanz angenommen, jenes märchenhafte Leuchten, das der See zuweilen eigen ist und stets die Bewunderung des Reisenden hervorruft.

„Wie schön“, sagte Edwina unwillkürlich; sie erhob sich und ging bis zur Spitze des Dampfers, der Fremde folgte ihr. Eine Schiffslaterne warf ihr mattes Licht auf die beiden Passagiere, die hier allein das schöne nächtliche Schauspiel genossen.

„Es ist ein ganz alter Mann“, dachte die Komtesse beruhigt; „er hat weiße Haare.“

„Sie muß Schwedin sein, solch goldblonde Flechten haben nur die Töchter Skandinaviens“, fuhr es ihm durch den Sinn.

Edwina hat es später nie gewußt, wie es gekommen, daß sie über eine Stunde mit dem Fremden gesprochen, sie klangte seinen Worten mit einem Gefühl des Interesses, das sie bisher nie gekannt. Er sprach wunderschön und schilderte in glühenden Farben den Süden, Indiens Zauberwelt, er erzählte von der großartigen Natur Amerikas, von den Einöden Afrikas und von den Eisregionen der arktischen Länder. Wie ein buntes, farbenprächtiges Kaleidoskop schien die Beschreibung; das junge Mädchen war gefesselt. Das Haupt leicht zurückgeneigt, blickte sie zu „dem Alten“ empor, der mit gekreuzten Armen an dem Mast lehnte, denn sie waren wieder auf dem früheren Platz, in der Mitte des Dampfers. Edwina erhob sich und sagte sich, es sei Zeit für sie, in ihre Kajüte zu gehen. Was hätte Graf Thörner zu diesem nächtlichen Tete-a-Tete wohl gesagt? Er, der Korrekte, hätte sie gewiß getadelt, obgleich der Fremde alt war mit seinen weißen Haaren. Aber merkwürdig gerade hielt er sich trotzdem noch.

Etwas wie Trost war über Edwina gekommen, es reizte sie jetzt noch, das zu thun, was Thörner mißfallen hätte. Später würden die Jahre an seiner Seite ohnehin öde genug verlaufen, es war ein Bedacht, ein Formenmensch, dessen Nüchternheit und Mangel an Verständnis für alles, was nicht in streng geregelten Bahnen lief, ihr bekannt war.

Nun schritten die beiden einsamen Reisenden nebeneinander auf und nieder, Edwina ist erstaunt, wie gut sie sich unterhält, wie schnell Rede und Gegenrede wechselt. Es ist nichts Persönliches in ihrem Gespräch, er weiß nicht, wer sie, sie weiß nicht, wer er ist, dennoch fliegt der Gangball lebhafter Unterhaltung zwischen ihnen hin und her. — Die Schiffsuhr schlägt halb zwei.

„So spät!“ ruft Edwina. „Ich muß nun doch wieder in die heiße Kajüte.“

Ehe er ihr noch etwas sagen kann, ist sie verschwunden. Sie hat unten die runde Luke geöffnet, kühl streicht die Nachtlust ihr um Hals und Wangen, das junge Blut pulsiert in den Adern und klopft in den Schläfen.

Allmählich kommt der Schlaf und drückt Edwinas Lider zu. „Inkorrekt, höchst inkorrekt!“ würde Franz sagen. Mit diesem

Angell.: Det will id sojar ooch noch jesehen, aber wat id sonst noch jetrogen und fundunterjeschlagen haben soll, det muß id valenchnen und zwar mit aller Jänglichkeit.

Richter: Sie sahen auf dem Belle-Allianceplatz, daß Kinder etwas aufgehoben?

Angell.: Nichtig, ja det stimmt. Det hat jesehen, un sojar selber mir mit beschäftigt, aber sonst —

Richter: Ja, ja! Sonst bestreiten Sie Alles. — Erzählen Sie einmal was Sie den Kindern gesagt, und was Ihnen die Kinder gegeben hatten.

Angell.: Det kann id ja! Wat kann mir denn da ooch passirn? Also id jing lieber'n Belliansplatz, un komm' jerade bei den Brunn' vorbei, da sehe id 'ne ganze Heerde Kinder, wie se alle uf een' Haufen stehn un sich wat belieten. Id bin nu 'n bisten neugierig un denke, wat möjen wol da die Jöhren man haben? Un id sehe, det se 'ne rothe Brieftasche mang die Pöten rumdrehen. Nu un weil id nu vamut'te, det in de Brieftasche am Ende wat Wichtiget drin stecken könnte un so 'ne Kinder am Ende det Wichtigste aus reener Dusslichkeit vashmeißen oder jar vanaschen könnten, da — — da —

Richter: Da behaupteten Sie, daß Sie die Tasche verloren hätten.

Angell.: Jawol, un det war ooch nach meine Meinung det Wichtigste un det Schlauste, denn id hatte een' Herrn jesehen an de Ecke Lindenstraße, der ejal-wech wat suchte. Id dachte mir also gleich, det wird wol der Valierer sind und da — — da lief id hin an die Lindenstraße; id wollte ihn seine Brieftasche wieder zuride jeben. — Aber, wie id da hin komme, is keen Herr mehr zu sehn. — Id dachte, Herrjott, der wird sich doch nicht Leben nehmen? Am Ende is er in een' Haus jeloosen und stirzt sich von't Flurfenster raus un macht sich so alle in seine Bageweisung.

Richter: Merkwürdig, Sie behaupten nach der Lindenstraße zu gegangen zu sein und die Kinder haben Sie die Belle-Alliancestraße herunterrennen sehen.

Angell.: Id wollte nach't Polizeirevier, un die Brieftasche abjeben. Bei der Renn' remple id Gen' an, det war der Dischler Schur, der freachte mir: „Mensch, wat loofft'n so?“

Richter: Das wurde dann Ihr Verräther. Der gab Ihre Adresse. — Sie sind ja aber in keinem Polizei-Amt gewesen!

Angell.: In die Brieftasche waren man fünfzig Mark drin un um so'ne Kleinigkeit wollte id ercht keen langet Jesehe machen. Denn wat hätte denn der Valierer jroh rausjetrocht. Meine Belohnung, for die Kinder ooch wat, die Jebieren uf die Polizei un wat so bran rum hängt, da hätt' der Valierer womöglich noch zulejen missen un det war die olle Brieftasche nich werth.

Der Angeklagte wird zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt.

Angell.: Nann, wieso denn? Det Andere bestreite id ganz entschieden. Von eene Funduntereschlagung kann doch ja keene Rede nich sind. Die Kinder hatten det doch jefunden un nich ide.



Mangel an Bildung.

Hauswirth: „Es thut mir leid, Herr Doktor, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie vom nächsten Quartal an dreihundert Mark Miethe mehr zahlen müssen!“

Gymnasiallehrer: „Was schon wieder? Das ist bereits das vierte Mal, daß Sie mich steigern. Als gebildeter Mensch sollten Sie doch wissen, daß es nur drei Steigerungen gibt!“

Der kluge Papa.

Sohn: „Vater, wie ist das, wenn einer auf lebenslänglich and ein Jahr verurtheilt ist? Er kann doch nicht lebenslänglich sitzen und nachher noch ein Jahr!“

Vater: „So klug ist das Gericht auch, dummer Junge, das Jahr muß er natürlich vorher absitzen!“

Vorahnung.

„Meine Alte macht ja gar nicht auf? Die muß wohl den Besen nicht finden?“

Gute Versorgung.

Kommerzienrathin: „Nun, wie geht es dem jungen Ehepaar?“

Finanzrathin: „O, ganz gut! Denken Sie, mein Schwiegersohn erhielt die Stelle des ersten Chemikers bei der Dynamit-Gesellschaft mit jährlich viertausend Mark, und meine Tochter Laura bekommt, wenn die Fabrik in die Luft fliegen sollte, eine Abfertigung von 16000 M. ist das nicht eine gute Versorgung?“

Sehr prüde.

„Warum wird denn das alte Fräulein Hanssamen jedesmal verlegen, wenn man mit ihm spricht?“

„Sie ist einmal als Baby im Hemdchen photographirt worden und schämt sich aus diesem Grunde heute immer noch.“

Zimmer reell.

„Frije, siehste was ich mache?“

„Jawoll Vater, Du jieht Wasser in die Milch!“

„Schafskopp, das duhe ich nich. Paß uf: ich jiehe Milch ins Wasser! Wenn Dich nu ener fragt, ob ich Wasser in die Milch jiehe kannst Du mit gutem Gewissen laut und deutlich nee sagen. Bleibe nur immer bei die Wahrheit, Frije. Bedriegen is schlimm genug, aber lügen is vills schlimmer!“

Ein Dilekiant.

Landstreicher (gewesener Friseur), zum Bauern, der ihn mit Grasschneiden beschäftigt: Wünschen Sie das Gras kurz oder halblang geschnitten?“

Neues Wort.

„Ihr Herr Sohn hat schon wieder ein Duell gehabt?“

„Sein letztes; denn seine akademische Raufbahn hört jekt endlich auf.“

Probates Mittel.

A.: „Merkwürdig; erst heirathest Du, weil es Dir in der Kneipe nicht mehr gefällt und jekt bist Du wieder jeden Abend hier!“

B.: „Da habe ich doch meinen Zweck erreicht — — jekt gefällt's mir wieder in der Kneipe.“

Ein modernes Geschäft.

A.: „Wie geht das Geschäft das Dein Vater jekt hat?“

B.: „Om — — Er lebt recht gut, führt ein anständiges Haus läßt seine Kinder gut erziehen, gibt auch den Armen — nur zahlen kann er nicht.“

Schwach besucht.

Pianist: „Mit meinem jüngsten Konzert habe ich geradezu Furore gemacht; besonders als ich meine Walzer spielte, da hätten Sie das Publikum sehen sollen; die Leute tanzten förmlich vor Entzücken.“

Kritiker: „Glaubs schon; Plaz genug zum Tanzen wird wohl gewesen sein.“

Errathen.

Wirth: „Der Wein scheint Ihnen nicht zu munden; vielleicht war die Flasche nicht luftdicht verschlossen.“

Gast: „Ich glaube eher; nicht wasserdicht!“

Logisch.

Zum Zahnarzt kommen zwei barfüßige Jungen zum Bahn-ausziehen.

„So kommt man nicht zum Zahnarzt“, rüft der Diener ihnen zu, „geht erst nach Haus und zieht Euch hübsch Stiefel an.“

Die Bengels verschwinden.

Nach zehn Minuten erscheinen sie abermals, der eine hat wirklich Stiefel an, der andere geht noch wie vor barfuß.

„Habe ich Euch nicht gesagt, Ihr sollt Euch beide Stiefel anziehen?“ schreit der Diener.

„Wieso denn?“ meint der Barfüßige ruhig. „Id will mir ja gar keenen Bahn ziehen lassen, bloß der andere.“

Vexirbild.



Wo bleibt mein Freund Albrecht?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Bonmert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: i. B. Walther Meyberg, Wiesbaden.

Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 26.

Donnerstag, den 6. Juli 1905.

20. Jahrgang.

Warum?

In die Dornen fiel ein Falter,
Stach den kleinen Leib sich wund;
Nöslein lachte: „Armer Schwärmer.
Triebst es aber gar zu bunt!“

Sterbend sprach der kleine Falter:
„Warum bist du auch so schön?!
Deshalb habe ich die Dornen,
Die dich schützen, nicht gesehen“

(Nachdruck verboten.)

Amandus Bitterling's Verlobung.

Humoristische Skizze von Walter Meyberg.

Er war Kommiss in einem kleinen Städtchen mit unaussprechlichem Namen, wie sie im Osten Deutschlands ja nicht selten zu finden sind. Mit etwa über 3000 Einwohnern gesegnet, war das Dörfchen freilich nicht sehr großartig angelegt, und so ist das Geschäft der Kolonialwarenhandeler Thomas Ueberbein trotz seiner Winzigkeit das größte am Plage. Dort wirkte er, Amandus Bitterling, mit rührender Gewissenhaftigkeit als „Mädchen für Alles“, obgleich in dem Inserat, durch welches er in diese beneidenswerthe Position gelangt war, nichts davon zu lesen war, daß er nach absolvirter Lehrzeit, mit tüchtigen Kenntnissen versehen, nochmals Lehrling- und Hausknechtsarbeiten mit übernehmen sollte. Dazu war sein Posten doch sonst verantwortungsvoll genug! Aber der Chef hatte gleich im Anfang mit bestrickender Liebenswürdigkeit ihm all' diese kleinen unangenehmen Nebenbeschäftigungen aufzubürden gewußt, so daß sich Amandus durch die Uebertragung derselben noch sehr geehrt fühlte.

Es soll dies nur erwähnt sein, um zu zeigen, daß der Kommiss der Firma Ueberbein eine rührende Seele war, daß er sich mit seinem Lammherzen und einem „Gott will es“ in alles schickte. Und das ist manchmal gut heutzutage! —

Man sagt, daß in einem schönen Körper eine schöne Seele wohnt, wenigstens wohnen sollte. Hätte man nach diesem Worte von Bitterlings Aeußerem auf seine moralische Qualität schließen sollen, so wäre jeder ehrbare Bürger dem armen Amandus als einem verruchten Bösewicht schon von weitem aus dem Wege gegangen, denn er war nicht schön, die Grazien hatten ihn an seiner kleinen Wiege ostentativ den Rücken gekehrt. Rötliche Haare, Sommerprossen, und das Fehlen der Schneidezähne pflügt man ja allgemein schon nicht als körperliche Vorzüge aufzufassen, wenn sich aber hierzu noch ein Glasauge gesellt und das Unvermögen, den Mund auszusprechen, so kann man billig nicht verlangen, daß andere an diesen Reizen sich berauschen. Und so war es hier. Diese Vernachlässigung der Natur — bis auf die fehlenden Zähne und das Glasauge, welche die Quittung über eine verunglückte Friedensstifterei bildeten — hatten ihn eben auch nach diesem verlorenen Reste getrieben. Denn überall hatte man für seine Dienste nach Kenntnisknahme der Details seiner Bewerbung — denn eine Photographie schickte er nie ein — ebenso höflich wie bringend gedankt.

Amandus Bitterling diente also Merkur als eifriger Jünger und hatte durch das Bedienen im Laden Gelegenheit, mit den mehr oder weniger Schönen des Städtchens in geschäftliche Verbindung zu treten. Mit bezaubernder Eleganz erwichie er die Salzheringe am Schwanz, um sie in schäferndem Vogen auf das Einwickelpapier zu placiren, mit unnachahmlicher Grandezza führte er die Mehlschuppe nach dem blauen Beutel auf der Waage

und keiner vor ihm hatte den Schweizerkäse so rasch und bid geschnitten als er — das war eine Stimme in dem großen Stundentkreis. Daß ein junger Mann von 24 Jahren nun auch seine Augen — in unserem Falle sein Auge — hier und da etwas tiefer in die verschiedenen blauen und braunen Mädchengucken senkte, ist natürlich. Unnatürlich wäre es auch gewesen, wenn Bitterlings Blut nicht das eine oder andere Mal in höhere Wallung gerathen wäre, und das geschah denn auch ganz besonders, wenn Postmeisters dralle Rosa ihre Stärke bei ihm holte. Sie kam alle acht Tage, denn Postmeisters wuschen wöchentlich, die konnten sich das leisten. Die verwittwete Frau Steuerinspektor meinte zwar, dieser Luxus wäre eben nöthig, weil die Leute zu wenig badeten — Gott! Wo gibt es nicht böse Jungen! —

Er hatte also ein kleines Faible für die Vorzüge des postmeisterlichen Aschenbrödel, nicht, als ob er an eine Verbindung für immer gedacht hätte, oh nein, da wollte er doch noch warten. Aber er wollte, wie die andern jungen Leute,

„wenn die schönen Frühlingsabende kommen, wenn der Fliederbusch schwül auf den Wegen der Stadtpromenade liegt und die Philomele im zarten Grün der Sträucher singt“

wie er so schön im Intelligenzblättchen gelesen hatte, auch Sonntags „mit“ bei seinem Glase Bier sitzen und nicht nur zusehen, wenn andere sich im Tanz drehen.

Aber wie sollte er Rosens Herz gewinnen? — Wie oft schon hatte er kleine Angriffe versucht mit Gummimännern, Malzbonbons und Schokolade, bis ihn eines Tages der gestrenge Prinzipal fragte, ob er ihm denn sein ganzes Lager ausräumen wollte. „Se Uebe'bein“, hatte es sich empört und gequält seinem empörten Busen entrunnen, — aber er wagte es nicht mehr, andere auf Kosten der Firma glücklich zu machen. So hatte er sich denn einen eigenen Vorrath angekauft, aus dem er seine kleinen Liebenswürdigkeiten schöpfte. —

Dann kam der Tag, an dem sein Herz zum Springen voll war. Deut mußte er „ihr“ sagen, wie es um ihn stand. Denn das große Pfingstschützen des Schützenvereins war nahe, und bei dieser Festlichkeit wollte er doch nicht wieder ohne Begleitung sein. Es war Montag. Rosa erschien, um ihr obligates Stärkemittel zu holen mit einem verlangenden Blick in der Richtung nach dem kleinen süßen Kasten Bitterlings. Debender Hand langte er den kleinen Karton mit dem weißen Rechenkopf darauf herunter. Sie waren allein im Laden — die Gelegenheit war günstig — er vollendete es.

„D, Fäulein 'osa!“ stammelte er, indem das eine Auge liebestrunken auf ihrem kleinen niedlichen Gesicht weifte, während das andere wie hypnotisirt ein Schild „Prima Glanzwische Phönix“ fixirte. „D, Fäulein 'osa“ (Fortsetzung folgt.)

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Er hat nichts gefunden.

Ich jlobe nich, det se mir hier uf't Kriminal wat anhaben könn'. Ich habe nich betrogen un nich funduntergeschlagen —
Richter: Vorläufig schweigen Sie nur und setzen Sie sich dorthin.

Angell.: Wenn't nich anders jeh, dann man rin in' Speerfisch.

Richter: Sie sind der Fischler Manzel?

Angell.: Det muß id allerdings jestehn; der Fischler Manzel bin id, aber allens Andere det bestreite id.

Richter: Sie gingen am 14 April über den Belle-Allianceplatz.

Sab, den sie immer undeutlicher hört, ist die Komtesse eingeschlafen.

Sie schläft lange am andern Morgen und ist eine der letzten, die in den großen Speisesaal kommen, wo der Kaffee getrunken wird. Graf Sören begrüßt seine Tochter nedend als Langschläferin.

"Soll ich ihm sagen, daß ich bis halb zwei oben war in Gesellschaft eines Fremden!" denkt Edwina mit der ihr eigenen Gewissenhaftigkeit. Sie hebt die Augen, denn sie fühlt, daß jemand sie scharf fixirt; ihr gegenüber sitzt der „Alte“.

Nein, er ist nicht alt, nur das Haar ist greisenhaft; er kann höchstens einige Dreißig sein, keine Runzel in dem bräunlichen Gesicht, kein Zeichen des Alters in den männlich schönen Zügen, über denen ein Hauch von Schwermuth liegt, der seltsam gegen das Feuer der braunen Augen absteht. Der Fremde hat sich erhoben und macht eine tadellose Verbeugung. Graf Sören sieht es nicht, er hat bereits sein Frühstück beendet und liest die Zeitung.

Edwina neigt leicht das Haupt, sie vermeidet es, hinüberzusehen; bald darauf verläßt der seltsame Reisende den Speisesaal.

„Wie mag er wohl heißen?“ denkt sie mit weiblicher Neugier; als seine breitschulterige kräftige Gestalt verschwindet; er ist so groß, daß er sich in der That etwas bücken muß.

Alle Reisenden sind jetzt auf Deck. Der Tag ist köstlich und sonnig; leichte, weißgefrönte Wellen träufeln die grünliche Wasserfläche.

„Wir bekommen wohl Sturm, Kapitän?“ fragte eine ältliche bleich aussehende Dame.

„Na, ein bißchen frisch wird es wohl wehen“, lautet die gelassene Antwort, „bitte, meine Herrschaften, ehe Sie der Seekrankheit ihren Tribut zahlen, sich in das Fremdenbuch einzuschreiben, es liegt im Kartenhause. Ich mache bereits meine dreihundertste Reise von Stettin nach Gothenburg, da ist es mir interessant, die Namen meiner werthen Gäste als Andenken aufzubewahren.“

Edwina und ihr Vater sind fast die letzten, die in das Kartenhause treten; dort liegt ein dickes, schön gebundenes Buch auf dem Tisch; eben hat sich der weißlockige Kopf des Fremden darüber gebeugt, jetzt überreicht er Graf Sören mit einer verbindlichen Verbeugung die Feder. Edwinas Vater setzt seinen Namen auf das Papier, nun soll sie das Gleiche thun. Vorher aber liest sie:

„John Fied.“

„Wer er nichts. Also so heißt der Fremde.“

Charakteristisch und fest ist die Handschrift.

Die Komtesse hat ihrerseits geschrieben:

„Edwina Komtesse Sören.“

Sie weiß, daß die dunklen Augen ihrer Feder folgen, wie ein magnetischer Strom geht es von ihm zu ihr.

„Welch eigenthümliche Erscheinung“, bemerkt der Graf zu seiner Tochter in Bezug auf den Fremden: „John Fied“, der Name sagt wenig, aber trotz des Anzuges und des auffallenden Neuhäuten könnte ich wetten, daß er ein Gentleman ist.“

Dieselbe Ueberzeugung hat Edwina auch, sie beobachtet im Stillen ihren Bekannten von der vorigen Nacht; er unterhält sich mit dem Kapitän oder geht auf dem Verdeck auf und nieder. Das Schiff tanzt auf den immer größer werdenden Wellen, nach und nach verschwinden die Reisenden in ihren Kajüten, die Seekrankheit fordert ihren Tribut. Auch Graf Sören ist im Begriff, hinunterzugehen.

„Bleibst Du hier?“ fragte er seine Tochter, „es wäre vielleicht besser, Du legtest Dich unten hin.“

„Mir ist aber noch ganz wohl, lieber Vater“, versetzt das junge Mädchen lachend, „ich hoffe, ich bleibe gesund.“

Sie sieht hübsch aus mit den frisch gerötheten Wangen und dem vom Winde zerzausten Goldhaar, das, nicht wie sonst zierlich frisiert, ihren Kopf umgibt. Jetzt plärrt es in schimmernden, losen Locken um die weiße Stirn.

Nun ist sie fast allein auf dem Deck; nur ganz am Ende des Dampfers sitzen einige Herren und rauchen und sprechen, ohne sich um die Schwankungen des Schiffes zu kümmern. Unter den dunklen Wimpern, die Edwinas Augen so malerisch umrahmen, blickt sie nach John Fied aus. Er ist nirgends zu sehen. Ob auch er die Seekrankheit fürchtet? Doch nein, das ist unmöglich. Dieser feste Schritt auf den Planken des Verdecks, die straffe Haltung verrathen, daß er mit dem Meere vertraut ist. Edwina athmet tief und sieht mit Entzücken auf das erreichte Element. Ein Gefühl der Freiheit kommt nunmehr über sie, ein Gefühl des Losgelöstseins von einengenden Fesseln.

„Ich wäre Seemann geworden“, denkt sie begeistert; „wenn ich ein Mann wäre, hätte ich diesen Beruf erwählt.“

Sie zuckt zusammen, da kommt der Fremde. Das ist sein Schritt, leicht und fest nähert er sich der Stelle, wo sie steht.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein“, sagt die sonore Stimme, „ich freue mich, daß Sie allein von den Damen noch oben sind.“

Sie neigt leicht das Haupt.

„Guten Morgen“, erwidert Edwina ruhig, obgleich sie ihr Herz schneller klopfen fühlt, als es sonst dieser wohlgezogene Muskel thut.

Sie schweigen eine Weile, der salzige Gisch der Wellen spritzt empor und nezt das Verdeck, einzelne Tropfen treffen das Gesicht der Komtesse.

„Haben Sie gut nach unserer nächtlichen Wacht geschlafen?“ fragt John Fied, sich etwas über sie beugend. Sie muß den Blick erheben, wenn sie nicht unhöflich sein will, und sie thut es mit einer gewissen Schüchternheit, die ihr sonst fremd ist, ihr, der Zielbewußten, innerlich Ruhigen, die nichts bisher aus dem Gleichgewicht gebracht hat.

„Sehr gut habe ich geschlafen“, entgegnet sie lächelnd. Dieses Lächeln verschönt die strengen Züge so sehr, daß John Fied sie reizend findet.

Und sie erräth seine Gedanken sofort, aber statt sich, wie sonst bei ähnlichen Anlässen zu ärgern, ist ihr diese Bewunderung nicht unangenehm. Jetzt, beim Sonnenlicht, sieht sie, daß er noch jung ist, jünger, als sie gedacht. Weshalb das weiße Haar?

„Sie sind ja viel gereist“, beginnt sie, um etwas zu sagen, und das lange Schweigen zu brechen, das sich zwischen ihm und ihr bemerkbar macht. „Bitte erzählen Sie mir von den Meeren, die Sie kennen; ich stelle sie mir ebenso verschieden vor wie die Länder der Erde; es ist immer mein Wunsch gewesen, die Welt kennen zu lernen, als Frau werde ich es wohl nie.“

Die letzten Worte sprach sie mit einem Seufzer.

Und wieder lauscht sie hingerissen seiner farbenreichen Schilderung, wieder tritt bei seiner Rede alles fast greifbar vor ihren inneren Blick. Sie unterbricht ihn durch Fragen, die zu neuem Gesprächsstoff Anlaß geben, und die Zeit flieht, ohne daß sie es merkt. Nach und nach schleicht ein gewisses Unbehagen über sie, der Wind hebt und senkt das Schiff immer höher, das ganze Verdeck ist naß.

„Ich denke, ich muß nun auch hinuntergehen“, sagt Edwina, sie ist sehr bleich und ihr ist schwindelig zu Muth. Sie macht einige unsichere Schritte und gleitet aus, da fühlt sie einen Arm um sich.

„Stützen Sie sich auf mich!“

Wie Befehl klingen die Worte, aber ihre Kraft versagt, da wird sie wie eine Feder aufgehoben und in das Kartenhause getragen; dort legt John Fied sie auf das Sofa.

„Rufen Sie alle Ihre Willenskraft herbei, wollen Sie nicht seekrank werden“, sagt er kurz, „und hier trinken Sie, das wird Ihnen gut thun.“

Edwina gehorcht und leert das Glas, das er ihr an die Lippen hält, das er aus einer Feldflasche füllt, die er bei sich trägt. Es ist ein schwerer feurriger Wein, der glühend durch ihre Adern rollt. Eine Weile liegt sie still, mit geschlossenen Augen da; die horizontale Lage thut ihr gut, bezugleich das edle Nebenblut.

„Wollen Sie nicht seekrank werden“, sagt noch einmal die markige Männerstimme, dann entfernt Fied sich diskret.

„Ich muß thun, was er will“, denkt Edwina. „Welche Wache hat er über mich!“

Ihre jungfräuliche Herbeheit hat sich bisher stets gegen die Beeinträchtigung ihres freien Willens gestraubt, jetzt schien es ihr, als mühte alles so sein, wie er es bestimmt. Eine Müdigkeit kommt über sie, der sie nachgibt; sie schläft fest ein. Sie weiß nicht, daß John Fied hin und wieder nach seiner Patientin sieht, daß die ersten Augen lange auf ihren klassisch schönen Zügen ruhen, auf der schlanken Gestalt und den weißen Händen, die hilflos wie die eines Kindes zu beiden Seiten des Körpers liegen.

„Ausgeschlafen“ fragt Fied mit einem fröhlichen Ton, als Edwina zwei Stunden später erwacht. Sie gähnt herzhaft und will aufstehen.

„Liegen geblieben!“ befiehlt er, „so dieses Kissen unter den Kopf ist eine Vergünstigung, die ich Ihnen gestatte.“

Er schiebt ein Kissen unter das blonde Haupt, wobei er es leicht emporhebt.

„Denken Sie, daß ich ein Krankenpfleger bin, Komtesse“, sagt er lachend, „auf der Reise schwinden die strengen gesellschaftlichen Regeln, denen wir uns sonst starrisch beugen, da tritt oft nur der Mensch dem Menschen gegenüber, was ich immer für einen Vortheil halte.“

„Wie ist jetzt die See“ fragt Edwina.

„Sie geht noch hoch, doch wird sie sich gegen Abend beruhigen“, entgegnet Fied zuversichtlich, „wir werden eine schöne Fahrt haben; übrigens kommen wir ja in einigen Stunden in Kopenhagen an. Jetzt aber müssen Sie essen, ich werde etwas bringen.“

(Fortsetzung folgt.)